Jad Turjman

„Wenn ich in eine Friedensstadt käme, woran würde ich sie erkennen?“

Dezember 2021

Auf der Suche nach Frieden

Wenn ich in eine Friedensstadt käme, woran würde ich sie erkennen?
Ich hielt Damaskus, meinen Geburtsort, lange für die Stadt des Friedens.
Am Sonntag, den 5. November 2014 hat sich aber alles endgültig verändert. Als ich aufwachte, merkte ich, dass das Krachen und der Kriegslärm zugenommen hatten, als wollten sie mir dringend etwas ankündigen. Offensichtlich näherten sich die Kämpfe allmählich aber konstant der Hauptstadt. Alles deutete darauf hin, dass der Krieg brisanter wird und es kein Licht am Ende des Tunnels gibt. Meine Liebe zu Damaskus litt unter der Herrschaft der Diktatur und dem Krieg dermaßen, dass ich kein schlechtes Gewissen mehr empfunden hätte, wenn ich sie verlassen würde. Ich begann meine Geliebte Damaskus zu hassen und über sie zu schimpfen. Ich wollte aus dieser Hölle raus. Ich existierte nicht mehr. Ich war in dieser Hölle der Heimat schon längst tot. Die Diktatur setzt ihre Legitimität darauf, dass es ohne sie keinen Frieden gäbe. Sie lebt davon, dass Menschen sich nicht entfalten dürfen und immer klein gehalten werden und macht ihnen den Zugang zu ihrem inneren Frieden durch Propaganda schwierig, damit sie lenkbar und abhängig bleiben. Die Menschen existieren nur mehr als Nation, als eine Menge an Menschen, die die Verherrlichung des ewigen Führers verbindet.

Wie vermutet, traf zu Mittag an jenem Tag mein Einberufungsbefehl ein. Ich musste zum Militär. Aber ich wollte es nicht. Ich wollte nicht sterben. Ich wollte nicht sterben, damit die Diktatur aufrechterhalten bleibt. Ich wollte nicht kämpfen und Teil der Gewaltspirale werden, um meinen inneren Frieden zu bewahren. Denn die Gewalt schadet zuerst demjenigen, der sie ausübt, erst danach den Betroffenen. Jeder Gewaltakt verdunkelt die Seele aller Beteiligten. Ich entschied mich zu gehen und meine Heimat zu verlassen. Zu gehen auf der Suche nach Frieden. Oder besser gesagt, um den Frieden in mir zu bewahren.

Als ich nach Österreich kam, war mein Bedürfnis nach Ruhe und Besonnenheit unermesslich groß. Ich wollte in den Genuss kommen in Frieden zu leben. Es war jedoch nicht möglich. Ich traf auf ähnliche Narrative wie in der Diktatur in

Syrien. „Pass dich an. Integriere dich. Wir sind der Maßstab. Um einer von uns zu werden, mach das und lass jenes.“ Und je mehr ich versuchte, diesen Anforderungen nachzukommen, desto mehr entfernte ich mich von mir selbst. Ich bin im Nachhinein jedoch dankbar, diesen Weg gegangen zu sein, und in Österreich eine neue Heimat gefunden zu haben. Auch wenn es schmerzhaft war diesen Weg zu gehen. Der Preis der Entwurzelung von meiner Heimat und der Einsamkeit im Exil war hoch. Dafür durfte ich aber ein neues Universum entdecken. Ein Universum in meinem Inneren, das sich mehr zu erforschen lohnt. Ein Universum, in dem ich schon immer existierte, aber davon nicht wusste. In dem der Frieden und die Zugehörigkeit nicht bedingt und scheinbar, sondern wahrhaftig und bedingungslos sind. Es hat lange gedauert, um zu begreifen, dass ich das, was ich suche, selbst besitze und in mir beginnt, und nicht in einer Stadt oder in einem Ordnungssystem.

Der innere Frieden ist ein Ort, der in jedem Menschen existiert und in dem gleichzeitig jeder existiert. Es ist das Fundament, auf dem jeder andere Friedensausdruck aufgebaut wird. Der Zugang zu unserem inneren Frieden setzt einige Entwicklungen voraus. Am notwendigsten ist, die Vulnerabilität des menschlichen Wesens anzuerkennen und Ausdruck im Leben finden zu lassen. Ebenfalls wichtig ist, unsere Begrenztheit und Unvollkommenheit zu erkennen, sie nicht mehr als Mangel zu betrachten und den Schmerz zuzulassen. Erst wenn wir mit Bewusstheit und Respekt unsere Fehlerhaftigkeit akzeptieren, sind wir in der Lage, anderen auf Augenhöhe, wohlwollend und friedenorientiert zu begegnen.

Ohne uns unserem Schmerz zu stellen, ihn anzuerkennen und uns um ihn zu kümmern, werden wir weiter den Schmerz mit Hass und Wut zu erwürgen versuchen. Es ist viel einfacher, stinksauer zu werden, als Schmerz und Verletztheit zu spüren. Wir wissen, dass es furchterregend ist, direkt auf unseren Schmerz einzugehen. Ich selbst arbeite noch daran, die Unsicherheit zu zeigen, auszuhalten und sie als Bewusstseinserweiterung zu sehen.
Die meisten von uns haben es auch nicht gelernt, wie wir Schmerz erkennen, benennen und zulassen können. In fast allen Kulturen ist es eine Schwäche verletzlich zu sein. Unseren Schmerz liebevoll zu behandeln und ihn zum Thema zu machen, kostet einen Bruchteil der Energie, die es braucht um ihn zu verdrängen. James A. Baldwin drückt es so aus: “Ich glaube, die Menschen krallen sich deshalb so stur an ihrem Hass fest, weil sie spüren, dass sie, wenn der Hass erstmal verschwunden ist, gezwungen sind, sich mit dem Schmerz auseinanderzusetzen.”

Wenn wir uns ganz weit nach draußen zoomen und eine Weitwinkelaufnahme unserer Welt machen, sehen wir haufenweise Wut und Hass. Wir sehen, dass wir uns voneinander immer mehr abkapseln. Und je weiter wir uns voneinander entfernen, desto lauter müssen wir einander anschreien. Wir sehen Politiker, die ihr tägliches Brot davon abhängig machen, ein Feindbild zu pflegen und erst gewählt werden, wenn sie “die Anderen” auf die hässlichste Art entmenschlichen. Politiker, die diese Krankheit Identität nennen. Ein Blick in die sozialen Netzwerke zeigt uns unser Defizit, eine andere Meinung hören zu können. Eine Kommunikation ohne Beschimpfungen, Demütigungen und Ächtung wird seltener. Ebenfalls die Anerkennung der Anderen als verletzliche und bedürftige Wesen. Aber wenn wir nah heran zoomen, zu unserem eigenen Leben, dann ändert sich das Bild. Wenn wir einander näherkommen und unsere Verletzlichkeit sehen, dann können entmenschlichende Narrative schwer funktionieren. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, wenn ich Menschen begegne, die eine ablehnende Haltung gegenüber geflüchteten Menschen haben, dass sie zu mir sagen: “Na, du bist anderes, dich kenne ich, du bist willkommen.”

Menschen in der Nähe zu hassen ist schwierig.
Über Menschen empört zu sein, die uns erstmal wohlwollend zuhören, ist schwierig. Zu einem polarisierenden, gehässigen Gespräch mit einem Menschen zu kommen, der uns seine verletzlichen Seiten zeigt, ist schwierig. Es erfordert mehr Mut bei einer Auseinandersetzung, anstatt sofort kontra zu geben, unserem Gegenüber zu sagen: „Komm, erzähl mir mehr, warum du sauer bist.”

Frieden ist möglich. Und zwar immer. Der Frieden ist in meinen Augen keine Emotion oder ein situatives Erlebnis. Frieden beruht nicht auf einer Dualität und ist nicht binär. Frieden ist immer da. Als Möglichkeit, als Gewissheit und Orientierung. Auch im Streit, in einem Konflikt oder beim Auseinandergehen kann der Frieden der Raum dafür sein. Wir können zusammenstoßen ohne einander zu verletzten, um gemeinsam zu wachsen.

Meine Damen und Herren, lassen Sie uns die Sonne als Symbol für den Frieden betrachten. Die Erde dreht sich in der Gewissheit, dass die Sonne immer da ist. Selbst wenn Wolken vorüberziehen und die Sonnenstrahlen blockieren. Frieden ist möglich, wenn wir beginnen, ihn als Möglichkeit in jeder Situation zu sehen.

Frieden ist möglich, wenn wir ihn in unserem Bauch spüren. Frieden ist möglich, wenn wir versuchen, uns in die Lage anderer hinein zu versetzen.

Ich habe mich oft mit der Frage beschäftigt: Was mache ich, wenn mein Gegenüber den Frieden nicht beabsichtigt, oder meine am Frieden orientierten Absichten ausnutzt. Denn es gibt keine Garantie dafür, wenn wir unseren Panzer ablegen und verletzlich sind, dass Andere dasselbe machen und uns nicht weh tun. Wie Sie wissen, meine Damen und Herren, kann sich, ohne ein Risiko einzugehen, keine tiefgründige zwischenmenschliche Beziehung entwickeln. Es ist auch eine Gelegenheit, uns mit unseren verletzlichen Seiten zu versöhnen und dadurch authentischer und stärker zu werden.

Ich habe mich für den Weg des Menschseins entschieden. Ich wollte meine Werte nicht nur bekunden, sondern sie auch leben.
Und es hat sich gelohnt. Mein Leben wurde gesegnet mit Menschen, mit denen ich eine tiefe Bindung pflege, die mich mit all meinen Unzulänglichkeiten akzeptieren und lieben wie ich bin. Ohne die Forderung, mich ändern oder anpassen zu müssen. Denn eine wichtige Säule des friedlichen Zusammenlebens ist, den anderen nicht umformen zu wollen und seine Individualität kennenzulernen. Es ist sogar essenziell, Menschen zu begegnen, die ein anderes Weltbild haben. Wir Menschen haben dankenswerterweise Augen, aber wir können uns selbst nicht sehen. Wir brauchen einen Spiegel, um uns zu reflektieren. Und den bieten uns oft Menschen, die einen anderen Lebensstil pflegen. Menschen, die uns fremd scheinen. Fremdheit ist unsere erste Lerninstanz. Der Mensch wird in die Welt hineingeworfen. Vom ersten Augenblick seines Lebens bis zu seinem letzten Atemzug muss sich der Mensch mit dem Gefühl des Fremdseins und der Fremdheit auseinandersetzen. Mit Beginn unseres Lebens ist uns alles fremd, die Sprache, die neuen Eindrücke, die Gepflogenheiten. Und das Empfinden der Fremdheit begleitet uns bei jedem weiteren Schritt. In der Schule, in der Arbeit, in der neuen Wohnung, bei Interaktionen mit Menschen, die wir (nicht) kennen, darin steckt immer ein Gefühl des Fremden. Wir haben uns allerdings daran so gewöhnt, dass wir erst bei übermäßigem Auftreten des Fremden dieses auch wahrnehmen. Wir können uns leicht darauf einigen, dass das Empfinden der Fremdheit in allen Situationen unangenehm ist. Aber ich gehe soweit zu behaupten, dass Lernen ohne das Fremde nicht möglich ist. Wir brauchen stets das Fremde, das Unbekannte, das Andere, um ein neues Puzzleteil in unser Bild der Welt einfügen zu können. Ich möchte hier dazu appellieren, das Fremde mit anderen Augen zu betrachten: mit den Augen der Neugierde, der Wertschätzung und

des Reflektierens. Als ich nach Österreich kam, wurde ich als Fremder wahrgenommen und ich habe diese Sicht übernommen. Ich verstand mich als fremd. Es hat viele Jahre gedauert, mich nicht mehr als Fremder zu sehen. In Wirklichkeit war ich mir aber nie fremd gewesen. Ich habe mich immer gekannt. Ich habe bloß bei meinen Mitmenschen ein Gefühl der Fremdheit ausgelöst. Aber es war etwas, das bei ihnen und nicht bei mir stattgefunden hat. Auch ich habe sie, die Situation und die neuen Lebensumstände als fremd wahrgenommen. Aber ich habe gelernt, das Neue, das Fremde als Potenzial der Entwicklung zu sehen und als Möglichkeit, sich reflektieren zu lassen, um es mit dem Vertrauten und dem Bekannten zusammenzufügen, damit ich einen friedvollen Umgang mit meiner Vergangenheit, meiner Gegenwart und meiner Zukunft habe. Ich habe auch gelernt, wenn ich nach kulturellen Unterschieden zwischen Syrien und Österreich gefragt werde, mit den unzähligen Gemeinsamkeiten des Menschseins erzählen zu beginnen.

Meine Damen und Herren, Frieden ist möglich. Im Hier und Jetzt und überall. Frieden ist nicht bedingt. Zu warten bis etwas geschieht oder bis jemand seinen Umgang mit uns verbessert, um dann in Frieden zu leben, scheint mir ein destruktiver Weg zu sein. Ich lade Sie dazu ein, mit mir von einer Welt zu träumen, in der kein Mensch Schmerz und Trauer verbergen muss. In der das Fremde wertgeschätzt wird. Eine Welt, in der eine Zugehörigkeit, Identität und Nation herrscht namens „Frieden für alle“, die nicht durch gemeinsame Feinde entstanden ist, sondern durch die tiefe Überzeugung in unserem Inneren, dass jeder Mensch Frieden verdient hat.

Eine Friedensstadt wäre für mich als solche dann zu erkennen, wenn ich darin auf viele Menschen träfe, denen der Friede mit sich und in der Welt ein ähnlich starkes Anliegen ist wie es das für mich vor dem Hintergrund meiner Kriegs- und Fluchterfahrungen geworden ist.

Anlässlich 35 Jahre Friedensstadt im Jahr 2021.